



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schade, Maria: Von einem, der nicht zur Kirche ging : litauisches Märchen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Mitläufer. Und im Reich sieht man gemeinhin wie früher halb verachtungsvoll, halb mitleidig, auf jeden Fall ohne jedes tieferes Interesse, der Entwicklung zu. Man tröstet sich mit der Erinnerung an die gewundene, innerlich unwahre Loyalitätserklärung, die der Präsident des elsäß-lothringischen Landtages unter dem persönlichen Druck der Regierung im Sommer 1917 abgab. Daß selbst diese Sätze nur eine ganz knappe Mehrheit gefunden hatten, darüber mußte die deutsche Presse schweigen. Man will im Reich nicht verstehen, mit welcher ungeheurer Wucht das staatsrechtliche Geschick des Reichslandes aufs neue einer Krisis entgegendrängt, wie aufs neue, inniger und fester noch wie in der Zeit der Reichsgründung, die Zukunft des Reiches verknüpft ist mit der elsäß-lothringischen Verfassungsfrage. In neuer Fassung tauchen die alten nationalen und internationalen Probleme auf, die die Geschichte der deutschen Einheitsbewegung seit mehr als hundert Jahren durchziehen.



Von einem, der nicht zur Kirche ging

Litauisches Märchen

Von Maria Schade



or vielen, vielen Jahren lebte tief in den großen Wäldern ein Greis. Ganz hatte er sich von dem Leben und den Menschen zurückgezogen. Seine Lippen berührten kein Fleisch. Wurzeln, Pilze und Beeren dienten ihm zur Nahrung; die Quelle stillte seinen Durst. Er arbeitete nicht. Seine Hauptbeschäftigung war, über einen Graben zu springen. Auf der einen Seite sagte er:

„Hier, Gott mir —“.

Und wenn auf der anderen Seite seine Füße den Boden berührten, rief er:

„Da, Gott dir —“.

So gingen seine Tage dahin in Gedanken an den mächtigen Schöpfer aller Dinge, dem er in seiner Einfalt diente. Seine Seele war wie die eines Kindes; kein böses Begehren in seinem Herzen. Friede in ihm und um ihn; heiter strahlten seine Augen.

Den Teufel verdroß es, den Alten so gut und so glücklich zu sehen. Er wollte die Reinheit seines Glaubens zerstören, das schöne, stille Leben mit Unruhe erfüllen. Aber wie? Viel dachte er darüber nach. Jeder Versuch, sich dem frommen Greise zu nähern, scheiterte.

„Ich muß ihn unter die Menschen bringen“, sagte der Böse zu sich selbst. „Wenn ich ihn erst aus der Einsamkeit des Waldes heraus habe, wird schon sein Unglück beginnen.“

Doch wie sollte der alte Einsiedler dazu gebracht werden, die ihm so lieb gewordene Stille zu verlassen? — Der Teufel sann und sann. Endlich stieß er einen häßlichen medernden Freudenruf aus.

„Ich hab's!“ rief er.

Rasch nahm er die Gestalt eines Pfarrers an, und schon stand der nun würdig Aussehende in langem schwarzen Rocke vor dem guten Greise, der gerade wieder über den Graben sprang.

„Was tust du da?“ sagte er mit ernster Stimme, „weißt du denn nicht, daß heute ein großer Feiertag ist?“

„Alle meine Tage sind Feiertage“, erwiderte der Alte, „denn Gott ist mir immer nahe.“

„Gott wird dir näher sein, wenn du in seiner Kirche zu ihm betest.“

Der Einsiedler horchte auf. Er sollte zur Kirche gehen? Dazu müßte er ja seinen Wald verlassen . . . Auf der Straße, in dem Dorfe würde er Menschen treffen . . . Dieser Gedanke ließ ihn erschrecken. Er schüttelte das Haupt mit dem wallenden weißen Haar.

„Du hast lange nicht die Glocken gehört. Sie rufen, sie rufen auch dich. Alle Frommen, Andächtigen gehen zu dem Hause Gottes, nur du springst wie ein Bock über den Graben und sprichst und sprichst und weißt selbst nicht, was du da sagst.“

„Ich bete.“

„Solche Gebete bringen nicht bis zum Throne des Allmächtigen. Unser Vater im Himmel will, daß man ihm anders dient. Du bringst deine Seele um ihr Heil.“

Der Alte horchte auf. Sollte es nicht das Richtige sein, was er tat . . . ?

Und nun sprach der Teufel. Er war ein gewandter Redner. Und der Einsame hatte so lange nicht die Stimme eines Menschen gehört. Ganz benommen war er. Seine Gedanken verwirrten sich. Und ehe er sich's recht versah, hatte er dem immer dringender werdenden in Gottes Namen gelobt, noch heute zur Kirche zu gehen.

Als der Alte wieder allein war, fiel ihm sein Versprechen schwer aufs Herz, gern hätte er es rückgängig gemacht. Aber er hatte sein Wort gegeben — im Namen Gottes. Also mußte er den ungewohnten Gang antreten, so schwer es ihm auch wurde.

Und er ging.

Nicht sah er rechts, nicht sah er links; nur immer geradeaus blickte er, dorthin, wo der Turm der Kirche zum ewigen Himmel wies. So kam er an einen großen See. Alle Leute gingen um den See herum; er aber schritt mitten hindurch. Und siehe, die Füße wurden ihm nicht einmal naß.

Nun stand er vor der Kirche. Durch die weit geöffneten Türen strömten die Menschen, kaum daß er noch einen Platz fand. Das bunte Gewoge betäubte ihn. Er dachte an seinen lieben stillen Wald . . . In alter Gewohnheit richtete er den Blick nach oben. Doch da . . . Was sah er da . . . ? Unter der Kuppel saßen zwei Teufel. Sie schrieben und schrieben . . . Was schrieben sie denn? — Und der Fromme wurde gewahr, daß die Teufel alle Sünden aufzeichneten, die die Menschen in der Kirche begingen.

In der Kirche Sünden . . . ? War es möglich, die Menschen begingen in dem Heiligum Sünden! Der fromme Greis erschauerte. Er schloß mit Gewalt die Augen, um nichts mehr zu sehen. Und doch wurden seine Augen immer weiter, immer geöffneter: sie sahen das, was die anderen ringsumher nicht sahen. Denn für die Menschen, die ihn umgaben, waren die Teufel dort oben unter der Kuppel unsichtbar, sie und ihr Tun. Ja, ihr Tun . . . Der einsame Alte legte die Hände vor's Gesicht: er schämte sich, daß er ein Mensch war, auch zu denen gehörte, die hier saßen.

Seine Blicke hatten Seherkraft: das Verborgene wurde ihnen offenbar. Der Mann dort, der sich so tief über das Gesangbuch beugte, weit, weit waren seine Gedanken von dem frommen Buche: sie wühlten in dem gleißenden Golde, das er daheim in verborgener Truhe aufgesammelt hatte, er zählte die schmutzigen Münzen, die er mehr liebte als seinen Herrn und Schöpfer. Und wie war er zu diesem Reichtum gekommen? Nicht in ehrlicher Arbeit hatte er ihn erworben. Blut, Tränen, Flüche der Armen, deren Kraft er ausgezogen, flecten an dem unseligen Gut.

Und da der Dicke mit dem fatten Lächeln um den Mund . . . Freute er sich des Festtages, der Gemeinschaft mit seinem Herrn und Heiland? Er freute sich auf den Festtagsbraten, den er verzehren würde — allein, denn zu dem Tische des reichen Schlemmers war nie ein Gast geladen. Nichts mußte er vom Geben, vom Wohltun; nur an sich dachte er, an seinen verwöhnten Gaumen, seinen feinsten Leib.

Wie lieblich drüben die Jungfrau anzusehen war in ihrem schlichten Kleide, das die Farbe der Unschuld hatte. Ganz versonnen saß sie da. Gewiß träumte sie von ihrem Erlöser . . . Nein, sie träumte von heißen, heimlichen Nächten, von verbotenen Liebkosungen . . .

Entsetzlich! Und das hier, hier an geweihter Stätte! Fort, fort von dieser Verderbnis, fort den Blick von ihr! Nach Atem ringend, wandte sich der fromme Greis ab. Auf der anderen Seite die Frau, die Matrone . . . Sie, sie mußte gute Gedanken haben, denn die Torheit der Jugend lag hinter ihr. Gewiß war sie tief versunken in das heilige Wort. Wie still sie dafaß! Aber sah er richtig? Ihre Hände glätteten die Spitzen des Kleides, zogen den zierlichen Kragen zurecht. Und nun . . . War es möglich? Betrogen ihn nicht etwa seine alten Augen? — Unter dem Gesangbuch hielt sie einen Spiegel verborgen, einen kleinen Spiegel. Vorsichtig klappte sie den Deckel zurück, auf dem das Kreuz stand, das Kreuz des Dulders . . . Und nun liebäugelte sie mit ihrem eigenen Bilde. Nicht hörte sie den Gesang, die Gebete . . . Ganz verloren war sie in ihren Puz, ihren eiteln Puz . . . Für sie war der Feiertag nur da, um ihrer Gefallsucht zu fröhnen; in die Kirche ging sie, um das neue Kleid zu zeigen . . .

Dem Einsiedler, der alles Äußere von sich geworfen hatte, rann es kalt durch die Glieder. Weiber . . . Unselig in ihrer Schwäche . . . Die Junge . . . Die Betagte . . . verdorben . . . vergiftet . . . Weg von diesen Bildern des Scheines! Wie hilfseuchend klammerten sich die Blicke des Ehrwürdigen an einen Jüngling. Frisch sah er da, seine Augen blitzten. Da war noch Gesundheit, Natur. Wie er in seiner Kraft an den Werktagen arbeiten mochte, an den Feiertagen dem Herrn dienen! Im Geiste sah ihn der Greis schaffen, beten. Wie schön, daß er nicht saß, wo die Spötter saßen, sondern Lust hatte zum Worte des Herrn! Doch was war das . . .? Voller Ungeduld rückte der Jüngling hin und her. Er zog die Uhr aus der Tasche, er räusperte sich. Begehrnd glitten seine Augen hinüber zu einem Mädchen . . . Die erwiderte seinen Blick . . . Die beiden hatten eine geheime Sprache: zu lange währte ihnen der Gottesdienst. Wenn der Pfarrer nicht bald verstummte, so blieb ihnen nicht Zeit genug für ihr verborgenes Zusammensein. In die Kirche waren sie gegangen, um die Eltern zu täuschen. Aber nach der Kirche . . .

Und der fromme Greis, der nur gewohnt war, den kindlichen Lauten der Natur zu lauschen, mußte das sündige Zwiegespräch eines Tagediebes und einer Dirne mit anhören; denn seine Augen und Ohren hatten ja die Kraft, das Sichverbergende zu sehen und zu hören. Und das . . . das dicht vor dem Altar da, wo der Engel niederzuschweben schien, der Engel, der in seinen Händen die heilige Tauffchale hielt . . .

Dem Alten grauste. Er wollte aufspringen, forteilen; aber seine Glieder waren wie gelähmt, er konnte sich nicht rühren. Und wieder richtete er in frommer Gewohnheit seine Blicke nach oben . . . Und wieder mußte er auf die Teufel sehen . . .

Noch immer schrieben sie . . . Schon hatten sie ihr ganzes Fell vollgeschrieben. Kein Platz war mehr für eine neue Sünde, und doch waren noch so viele Sünden zu verzeichnen, so viele . . . Die Unholde bemühten sich, ihr Fell auseinanderzuziehen. Dabei verloren sie das Gleichgewicht, stürzten hinunter, mit Gepolter und Gestank fielen sie auf den Boden der Kirche. Dem einen brach sogar das Horn ab. Es rollte und rollte . . . Dicht an den Stufen des Altars blieb es liegen.

Mit Entsetzen folgte der Alte dem widerlichen Vorgange. Und die Menschen . . . ? Keiner ringsumher merkte etwas von dem Geschehnis. Sie saßen da, wie sie zuvor dagesessen hatten: nur beschäftigt mit ihren sündigen Gedanken.

Da verstummte der Gesang . . . Die letzten Klänge der Orgel . . . Weit öffneten sich die Türen. . . .

Der alte Einsiedler war unter den Ersten, die hinaus ins Freie drängten. Er lief So rasch ihn seine zitternden Füße tragen konnten, lief er davon. Der See . . . Wieder wollte er wie auf dem Hinwege mitten hindurchgehen . . . Aber jetzt versank er . . . Schon schlug das Wasser an seine Kniee . . . seine Brust . . . Nur mit Mühe erreichte er das Ufer. Naß, zitternd schleppte er sich weiter. Und er fühlte eine Ohnmacht, eine Schwäche, wie er sie noch nicht gefühlt hatte. Nichts, nichts hatte er mehr vor den anderen voraus: gleich all den übrigen Kirchgängern mußte er rund um den See herum gehen. Tief beschämt senkte er das Haupt. Gewiß standen auch seine Sünden auf dem Felle des Teufels: die Sünden, die er in der Kirche begangen hatte.

Von neuem schüttelte ihn das Grausen — mehr noch als zuvor. Ja, auch er hatte gesündigt im Hause Gottes. Denn seine Gedanken, waren sie bei dem heiligen Wort gewesen, bei der heiligen Handlung? Nicht in sich hatte er geschaut, nur um sich . . .

Und er lief und lief . . . Ihm war es, als ob die Teufel ihn jagten. Aber seine Füße waren schneller als die ihren, denn die Felle der Bösen waren zu schwer von all den Sünden, die darauf standen. Nur langsam kamen sie unter der unseligen Last vorwärts.

Der Wald . . . sein lieber, lieber Wald . . . Laut jubelte er . . . Weit breiteten sich seine Arme aus . . . Er sank, sank an das Herz der sündlosen Natur. So blieb er eine Weile liegen; heiße Tränen quollen ihm aus den Augen.

Dort sein Graben . . .

„Hier, Gott, mir“ — flüsterte er leise in tiefer Andacht.

Und laut jubelnd klang seine Stimme, als die Füße, die nun nichts mehr von Bittern und Müdigkeit wußten, auf der anderen Seite das frische, reine Waldgras berührten:

„Da, Gott, dir.“ —

Von diesem Tage an verließ der Greis nie mehr seine heilige Einsamkeit, tiefer denn zuvor beugte er sich in Demut vor dem Gewaltigen, der den stillen frommen Wald erschaffen hatte. Und nicht mehr wagte der Teufel zu dem nun ganz von der sündigen Welt losgelösten zu treten.



Materialien zur Polenpolitik

Die polnische Heeresfrage. „Nowa Reforma“ (Krakau), Nr. 282 vom 4. Juni 1918:

Bei Raniomo fiel der letzte Stein auf das Grab der vierjährigen Anstrengungen, unserem armen Volke ein eigenes, reguläres, gut ausgebildetes und bewaffnetes Heer zu geben, das fähig wäre, seine Interessen und berechtigten Aspirationen wirksam zu verteidigen.

Die Frage der Bildung des polnischen Heeres ist von der Tagesordnung abgesetzt. Wenn wir uns nicht Illusionen und leeren Hoffnungen hingeben und die Augen vor der trüben Wahrheit nicht verschließen wollen, so müssen wir feststellen, daß keine Aussichten vorhanden sind, daß diese Sache, die für

unsere Zukunft so wichtig ist, bald wieder auf die Tagesordnung gesetzt werden wird.

Das Volk hat keine genügende geistige und moralische Organisationskraft bewiesen, um ein polnisches Heer zu organisieren und alle die außerordentlich günstigen Gelegenheiten auszunützen, die sich im Laufe dieses Krieges nach dieser Richtung hin geboten haben. Die Okkupanten haben schon längst das Interesse an der Bildung dieses Heeres verloren. Im Gegenteil haben sich ihre Interessen im Laufe der Zeit und der Kriegsergebnisse in entgegengesetzter Richtung entwickelt. Das Ergebnis war, daß die Bildung des polnischen Heeres zu Fall kam. Alle